Das Buch

In Glasgow dringen zwei Jugendliche in das Haus der schlafenden Sarah Erroll ein und ermorden sie brutal und kaltblütig. Alex Morrow, die zuständige Kommissarin, gerät in einen Zwiespalt widerstreitender Gefühle, als sich herausstellt, dass das Mordopfer, die Geliebte eines verhassten Börsenmaklers, auch noch als Call-Girl gearbeitet hat, um die häusliche Pflege ihrer kranken Mutter zu finanzieren. Zu allem Überfluss holt die mit Zwillingen schwangere Beamtin auch noch ihre eigene Vergangenheit ein, als die Söhne ihrer einst besten Freundin in den Kreis der Tatverdächtigen geraten. Morrows überwiegend männliche Kollegen halten den Fall so gut wie gelöst, dabei befinden sich die wahren Täter weiterhin auf freiem Fuß.

»Mina zeichnet ihre Figuren liebevoll und lebensecht, findet die richtigen Metaphern und weiß, wie man Atmosphäre schafft und Sympathien steuert. Neben Ian Rankin ist Denise Mina eines der größten Talente, die Schottland derzeit unter den Krimiautoren hat.« *Focus*

Die Autorin

Denise Mina, geboren 1966 in Glasgow, studierte Jura und spezialisierte sich auf den Umgang mit psychisch gestörten Straftätern. 1998 erschien ihr erster Roman. Für ihr Werk wurde sie mit dem Dagger Award und dem Barry Award ausgezeichnet. 2007 wurde sie für den Edgar Award nominiert.
Besuchen Sie die Website der Autorin: www.denisemina.co.uk

Lieferbare Titel

In der Stille der Nacht

DENISE MINA

BLINDE WUT

Thriller

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE END OF THE WASP SEASON
erschien 2011 bei Orion Books,
an imprint of the Orion Publishing Group Ltd, London

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2011
Copyright © 2011 by Denise Mina
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Redaktion: Katja Bendels
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München unter Verwendung
von Motiven von © Renee Keith/iStock; © OGphoto/iStock
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43491-2

www.heyne.de

1

Die Stille riss Sarah aus dem Schlaf. Sie schlug die Augen auf und wurde vom roten Blinken des Digitalweckers auf ihrem Nachttisch geblendet: 16 Uhr 32.

Von einem der Gärten weiter unten drang das helle Jaulen kleiner Hunde herüber, prallte von der Decke und hallte durch den hohen Raum.

Stille. Wenn sie hier war, ließ Sarah aus Gewohnheit das Radio in der Küche an, auf Radio 4 eingestellt. Das Geplapper nahm der Leere etwas von ihrem Schrecken. In den anderen Räumen ließ es den Eindruck entstehen, als sei das Haus voller charmanter, gesprächiger Menschen aus Hampshire. In Glasgow würden Einbrecher so etwas vielleicht bescheuert finden, in einem exklusiven Dorf wie Thorntonhall aber wirkte es durchaus plausibel. Sarah ließ auch das Licht strategisch in allen Räumen, die sich von außen nicht einsehen ließen, eingeschaltet. Sie hatte eine Begabung dafür, Dinge anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit waren.

Stille. Jetzt war keine Einbrecherstunde. Das Haus stand oben auf dem Hügel, gut sichtbar bei Tageslicht, besonders um diese Uhrzeit, wenn die Nachbarn alle draußen waren, die Arbeit des Gärtners kritisch in Augenschein nahmen oder ihre dicken Rassehunde über den Rasen scheuchten. Ein Dieb musste schon sehr viel Selbstvertrauen besitzen oder sehr dumm sein, um gerade jetzt einzubrechen.

Da sie erschöpft war und sich nach Schlaf sehnte, zog sie eine harmlose Erklärung in Erwägung: Entweder war in der Küche eine Sicherung durchgebrannt oder das alte Radio hatte endgültig den Geist aufgegeben. Alles im Haus war alt und reparaturbedürftig.

Also entschied sie, dass es das Radio gewesen sein musste, lächelte und schloss die Augen, rollte sich unter der frischen Daunendecke zusammen und freute sich fast darüber, aufgewacht zu sein, weil sie nun wieder in wunderbaren Schlaf sinken konnte.

Ihre Gedanken glitten sanft in die dunkle Wärme.

Plötzlich das Knirschen einer Diele oben an der Treppe. Erschrocken riss sie die Augen auf.

Sie hob den Kopf vom Kissen, um besser zu hören.

Ein Schuh schlurfte über den Teppich, ein Geräusch, das durch das hallende Treppenhaus noch verstärkt wurde. Dann flüsterte jemand einen kurzen Befehl. Eine hohe Stimme. Die Stimme einer Frau. *»Geh weiter.«*

Noch immer vom Schlaf benebelt, setzte Sarah sich auf. Vor ihrem inneren Auge sah sie, wie ihre Mutter auf dem Treppenlift unaufhaltsam surrend nach oben fuhr. Streng und gebieterisch. Ihre Mutter forderte Antworten: Warum hatte sie dem Pflegeplan zugestimmt? Warum kam Sarah nie vorbei, um sie zu baden? Warum hatte nicht Cardinal Geoffrey den Trauergottesdienst gehalten?

Unsinn.

Sie warf die Daunendecke von sich und schwang die Füße auf den Boden, versuchte aufzustehen, doch ihre schlaftrunkenen Knie versagten ihr den Dienst, und sie plumpste zurück, landete unwürdig schaukelnd auf dem Bett.

Sie ärgerte sich über sich selbst, und ihr wurde bewusst,

dass sie völlig schutzlos war, denn sie befand sich zu Hause. Sarah war an seltsamen Orten gewesen, unheimlichen Orten, und hatte es trotzdem immer geschafft, ruhig und wachsam zu bleiben. Sobald sie einen unbekannten Raum betrat, merkte sie sich sämtliche Notausgänge, war stets von Anfang an Herrin der Lage und blieb es auch, doch jetzt war sie schutzlos.

Hier war es anders, denn hier war sie eine normale Bewohnerin. Sie konnte die Polizei rufen, sie bitten zu kommen und ihr zu helfen.

Erleichtert beugte sie sich vor und griff in ihre Handtasche neben dem Bett. Mit nervösen Fingern tastete sie sich an Taschentüchern, Kassenbons und ihrem Reisepass vorbei an die kalte metallene Rückseite ihres iPhones. Beim Herausziehen drückte sie auf die entsprechende Taste und sah voller Freude, dass das Display leuchtete. Sie hatte das Handy wieder eingeschaltet, als sie in der ersten Klasse im Gang gestanden und am Flughafen von Glasgow darauf gewartet hatte, das Flugzeug verlassen zu können. Das machte sie nicht immer so. Manchmal blieb es vierundzwanzig Stunden lang ausgeschaltet, bis sie geschlafen hatte. Jetzt hielt sie es, um sich besser konzentrieren zu können, in beiden Händen, wählte 999 und drückte genau in dem Moment auf »Anrufen«, als sie vor ihrer Schlafzimmertür erneut ein Geräusch hörte.

Es war mehr ein Gefühl als ein Geräusch, ein Lufthauch auf dem Treppenabsatz. Ein Körper, der an der Wand neben der Tür entlangstrich, tief unten, wie kalte Finger im Kreuz eines nackten Rückens.

Sie schob das iPhone in eine kleine Vertiefung der Daunendecke und stand auf.

Die Tür ächzte leise, als sie geöffnet wurde.

Doch nicht der Geist ihrer Mutter, sondern zwei Teenager kamen herein, schlaksig und unbeholfen. Sie trugen weite schwarze Jogginghosen und dazu passende T-Shirts – auf links, man konnte die Nähte an Beinen und Armen sehen. Sie trugen sogar dieselben schwarzen Turnschuhe. Durch ihre seltsame Uniform wirkten sie wie Angehörige einer Sekte.

Die beiden Jungs bauten sich zunächst zögerlich im Türrahmen auf. Weniger selbstbewusst als wild entschlossen, wie bei einer Mutprobe.

Fast hätte sie vor Erleichterung gelacht: »Was macht ihr denn hier?«

Der eine der beiden war groß und hatte die Haare abrasiert. Er brachte es nicht fertig, sie anzusehen, und zuckte beim Klang ihrer Stimme fast ein bisschen zusammen. Er stand seitlich in der Tür, seine Schulter draußen im Flur, als würde er eigentlich lieber wieder gehen.

»Hört mal«, sagte sie. »Verschwindet aus meinem Haus. Es steht nicht leer, das Haus ist …«

Der andere Junge hatte längere Haare, pechschwarz und dicht, aber er wirkte nicht zögerlich. Er war wütend, stand breitbeinig im Türrahmen und sah sie direkt an, musterte ihr Gesicht.

Sarah wusste, dass sie nicht sehr hübsch war, aber sie hatte das Beste draus gemacht, sie war schlank und immer gut frisiert. Bei vorteilhaftem Licht konnte man sie für attraktiv halten. Dieser Junge hier sah das allerdings anders. Ganz offensichtlich widerte sie ihn an.

Der Größere stupste den anderen mit dem Ellbogen. Ohne den Blick von ihr zu wenden, antwortete sein wüten-

der Freund, indem er sein Kinn nach vorn schob und so seinem Begleiter befahl einzutreten. Der Große schrak zurück, schüttelte zurückhaltend den Kopf. Sie setzten ihre Unterhaltung mit angedeuteten Gesten fort, während der wütende Junge sie weiterhin fixierte, sie hasste.

»Meine Mutter ist gestorben«, sagte sie noch einmal, wobei ihr die Stimme versagte, als ihr bewusst wurde, dass die beiden gar nicht überrascht schienen, sie hier anzutreffen. »Ich wohne noch …«

»Wo sind Ihre Kinder?«, fragte der wütende Junge.

»Kinder?«

»Sie haben Kinder«, sagte er mit voller Überzeugung.

»Nein …«, sagte sie. »Ich habe keine Kinder.«

»Doch, verfluchte Scheiße, haben Sie.« Er sah sich im Zimmer um, als hätte sie ihre Kinder möglicherweise unter der Daunendecke, im Kleiderschrank oder unter dem Bett versteckt.

Seine Stimme war hoch, die Stimme von der Treppe. Vor allem aber fiel ihr sein Akzent auf: nicht Glasgow, überhaupt nicht von der Westküste. Es war nicht mal das gemäßigte, unbestimmbare Schottisch der Kinder hier im Ort. Er klang nach Ostküste, aber gleichzeitig englisch, vielleicht Edinburgh oder London. Sie waren hierhergekommen, nicht zufällig in dieses Haus geraten, sondern extra angereist. Plötzlich hatte sie keine Ahnung mehr, was das sollte.

Sarah versuchte es noch einmal: »Ihr seid im falschen Haus.«

Aber er sah sie an und sagte bestimmt: »Nein, sind wir nicht.«

Das Geld. Sie mussten wegen des Geldes gekommen sein. Es war das Einzige im ganzen Haus, weswegen sie hier sein

konnten. Aber das Geld lag in der Küche, und um in dieses Zimmer hier zu kommen, musste man eine Tür öffnen, einen Flur durchqueren und über die Treppe nach oben gehen. Sie hatten nach ihr gesucht.

Mit etwas mehr Selbstbewusstsein sah sie die beiden nun erneut an. Das Geld würden sie nicht bekommen. Sie würde alles leugnen, unschuldig tun, denn bald würde die Polizei eintreffen und die Jungs mitnehmen, um sie zu verhören, und sie musste ganz unschuldig wirken.

»Passt auf«, sagte sie und versuchte vernünftig zu klingen, »ihr geht jetzt besser. Vor einer Minute hab ich die Polizei gerufen, die sind wahrscheinlich längst unterwegs … ihr bekommt einen Riesenärger …«

Der wütende Junge verlagerte sein Gewicht von einem Bein aufs andere und schob seinen Fuß ins Zimmer. Er berührte den Saum des hellbraunen Perserteppichs mit den Zehen, drang auf diese Weise in den heiligen neutralen Raum zwischen ihnen ein. Er sah ihr aufwallendes Entsetzen, und ein Funken von Mitgefühl zuckte über sein Gesicht, bevor es sich wieder verhärtete. Trotzig schob er das Kinn vor und bewegte seinen Fuß erneut, nur wenig mehr als einen Zentimeter, bis er über den Fransenrand reichte, womit er ihr bewies, dass er zu ihr kommen konnte, zu ihr kommen würde.

Verärgerung ließ sie nun hellwach werden: »Ich weiß, warum ihr hier seid!« Sie machte einen Schritt auf ihn zu und fuchtelte mit der Hand Richtung Treppe: »Ihr wisst nicht, mit wem ihr euch anlegt, ihr macht einen schweren Fehler …«

»HALT.« Der wütende Junge bleckte die Zähne. »Bleib verdammt noch mal, wo du bist.« Er machte einen entschiedenen Schritt auf sie zu, lächelte jetzt. Seine Zähne wirkten ungewöhnlich trocken, und sie bekam es mit der Angst zu tun.

Sarah wich einen Schritt zurück Richtung Bett. Unter der Daunendecke lugte eine Ecke ihres Handys hervor. Sie krümmte und streckte die Finger, eine Revolverheldin beim Trockentraining.

Sein Blick wanderte weg von ihrem Gesicht, glitt über ihre Brust und runter zu ihren Schenkeln. Dann sah er plötzlich angewidert weg, und ihr wurde jäh bewusst, dass sie keinen Slip trug. Sie war so müde gewesen, als sie nach Hause gekommen war, dass sie noch im Flur ihre Schuhe abgestreift hatte, die Treppe hinaufgestapft war und ihr Kleid und ihre Unterhose auf den Schlafzimmerboden hatte fallen lassen. Das alte T-Shirt, in dem sie geschlafen hatte, reichte ihr nur bis zu den Schenkeln, bedeckte sie kaum. Sie hatte seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr geschlafen und fühlte sich nicht gut. Ihre Mum war gestorben. Sie hatte Schlaf verdient.

Sie schrie so laut sie konnte: »RAUS HIER, ABER SOFORT!«

Der Große erschrak, aber der Wütende zuckte nicht einmal mit der Wimper. Wieder schob er den Kiefer vor, diesmal als wollte er sie beißen. Es war Zorn, ein Anflug von einer tiefsitzenden Verbitterung, die ihr nicht fremd war, und plötzlich erkannte sie sein Gesicht.

»Wer bist du?«, fragte sie. »Ich *kenne* dich.«

Der Große geriet aus dem Gleichgewicht und sah seinen wütenden Freund ängstlich an.

»Ich kenne dich ganz bestimmt.« Obwohl sie nicht sicher war: Es war eine verschwommene Erinnerung, als wäre er im Fernsehen oder in der Zeitung gewesen. »Ich habe ein Foto von dir gesehen.«

Im Gesicht des wütenden Jungen zeigten sich rosa Flecken, und er stotterte: »Foto? Sie haben ein *Foto* gesehen?«

Sie zuckte unbeholfen mit den Schultern und sah, dass er die Fäuste ballte.

Er hob eine Faust und schlug sich damit fest auf die Brust: »… hat Ihnen ein scheiß Foto von mir gezeigt?«

Seine Stimme überschlug sich bei den hohen Tönen. Sein Freund trat vor, nahm seine Faust von der Brust und zog ihn zurück. »Hör auf. Hör auf, Mann. Atme. Atme tief durch.«

Auf der Suche nach einem Hoffnungsschimmer warf Sarah einen verstohlenen Blick auf ihr iPhone, konnte aber nichts sehen.

Noch immer stotterte er: »Scheiß Handtasche! Nimm ihr das scheiß Handy ab!«

Der wütende Junge wechselte die Farbe, wurde bleich, sah auf den Boden zu ihren Füßen. Sein Freund folgte seinem Blick und ließ ihn los, machte zwei achtlose Schritte mit seinen langen Beinen und überwand den so kostbaren Abstand zwischen ihnen. Er ging direkt vor ihr in die Knie und wühlte grob in ihrer Lieblingshandtasche. Er befand sich weniger als dreißig Zentimeter von ihrem Oberschenkel entfernt, und Sarah stellte sich breitbeinig hin, entblößte ihr Geschlecht vor ihm, ließ ihn vor Schreck erstarren.

Doch der wütende Junge blieb bei ihrem Anblick ungerührt. »Squeak, verdammt noch mal, beeil dich.«

Der kniende Junge wendete den Blick ab, zog die Hand aus der Handtasche. Ein Handy. Ein Backstein, die Art Telefon, wie sie Rentner benutzen. Rotes Plastik mit großen Tasten, einem kleinen Display und dem Bild einer Palme darauf. Bei näherer Betrachtung wirkte es seltsam, weil das Display nicht aufleuchtete; es war nur eine Telefonattrappe. Bestürzt wurde Sarah bewusst, dass sie es vergessen hatte. Ständig vergaß sie es, dabei hätte sie es benutzen sollen.

Der Junge hielt das Handy über seinen Kopf, um es seinem Freund an der Tür zu zeigen. Das Gesicht des wütenden Jungen zuckte: »Was ist sonst noch da drin?«

Der kniende Junge schob sich das Backsteinhandy in die Hosentasche und griff erneut in die Handtasche, zog erfreut ihr Portemonnaie heraus. Er stand auf und hielt es triumphierend hoch.

Sarah hätte vor Erleichterung fast gelacht. »Wollt ihr Geld?«

Aber sie hatten nur Augen für das Portemonnaie. Der große Finder ging wieder zu seinem Freund zurück, die Geldbörse hoch erhoben. Sie waren nur kleine Ganoven, dumme Jungs, die ihre Klamotten verkehrt herum anzogen, wobei ihr jetzt klar wurde, dass sie damit ein Schulabzeichen versteckten.

Sie beobachtete den wütenden Jungen, der am Reißverschluss ihres Portemonnaies herumfingerte. Sie kannte diese Nase mit dem kurzen Rücken, die breiten, runden Nasenflügel. Sogar sehr gut. Sie riet:

»Ich kenne deinen Dad …«

Und sie hatte recht. Er zögerte beim Öffnen des Reißverschlusses, weshalb sie es noch einmal sagte, diesmal lauter: »*Ich kenne deinen Dad.*«

Der dünne Junge wandte den Blick von ihr ab und dem wütenden Jungen zu, geriet in Panik. Sie hob ihre Stimme: »Ihr verschwindet jetzt besser. Was glaubt ihr wohl, was er sagen wird, wenn ich ihm erzähle, dass du hier eingebrochen bist?«

Ein Dad. Das konnte jeder sein. Ein Dad, voller Autorität oder ein jämmerlicher Säufer. Vielleicht war Lars zu dem Schluss gekommen, dass er ihr nicht traute und es zurückhaben wollte. Lars. Das war die Nase von Lars.

»Lars!«, platzte es aus ihr heraus. Der wütende Junge wirkte irgendwie verletzt.

Einen Moment lang erwartete sie, dass er das Portemonnaie fallen ließ, es ihr zurückgab, sich entschuldigte und den Rückzug antrat. Einen Moment lang stockte ihr das Blut in den Adern und sie schnappte nach Luft. Der verbitterte Lars, der verletzte, wild um sich schlagende Lars, der sie verachtete, sie aber brauchte, obwohl er noch nie jemanden gebraucht hatte. Lars würde nicht davor zurückschrecken, sie zu töten, wenn es ihm in den Kram passte. Aber es passte ihm nicht in den Kram. Lars hatte diese Jungs nicht geschickt.

Der wütende Junge sah sie an, dieselbe tiefe Verletztheit in den Augen, hasserfüllt senkte er die Lider. Er sah sie an, während er mit seinen derben Fingern in ihrem Portemonnaie kramte, zwei große Scheine und eine Taxiquittung zwischen zwei Fingern herauszog.

Sarah nutzte die Chance und griff nach ihrem iPhone. Sie ließ sich auf die Seite fallen, die Finger fanden das kalte Metall, umschlossen es fest, denn sie wusste, wie leicht es ihr entgleiten konnte. Sie hielt es hoch, stocherte auf dem Display herum, versuchte die Sperre zu lösen und verfehlte zweimal die Tasten:

»HILFE, POLIZEI! BEI MIR SIND ZWEI JUGENDLICHE INS HAUS EINGEDRUNGEN!«

Der wütende Junge war sofort an ihrer Seite. Er packte unsanft ihre Hand und zog sie hoch, doch Sarah schrie weiter: »SIE SIND IN MEINEM SCHLAFZIMMER: EINEN DAVON KENNE ICH …«

Alle drei erstarrten, sahen auf das Handy, stellten sich vor, gehört worden zu sein, waren sich plötzlich bewusst, dass ihre Inszenierung ein Publikum hatte. Der wütende

Junge durchbrach die Erstarrung zuerst: Langsam hob er das Handy ans Ohr und lauschte.

Ein spöttisches Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit. Er tippte mit dem Finger auf das Display und warf es aufs Bett.

Sie standen dicht beieinander am Fußende des Bettes, eine Konzentration von Feindseligkeit in den weitläufigen Mauern des Hauses.

Hinter ihr scharrte der große Junge mit dem Fuß, kam näher, bis sein Atem auf ihr Haar traf. Sie spürte, wie sich Feuchtigkeit auf ihr Ohr setzte. Der wütende Junge sah die Trostlosigkeit in ihrem Gesicht, und sie sah, wie der Zorn darüber seinen Blick erfüllte.

Der Atem des Jungen direkt hinter ihr wurde schneller und flacher.

Einmal hatte sich Sarah in einem Hotel in Dubai mit einem Kunden zum Abendessen verabredet. Ein dicker Mann war das gewesen. Sie erinnerte sich an die Traurigkeit, die ihm anhaftete, verzweifelt, unnahbar. Und obwohl sie sich bemühte, Konversation zu treiben, blieb er während des gesamten Essens schweigsam und trank ziemlich viel, was kaum geholfen haben konnte. Im Fahrstuhl hinauf in ihr Zimmer hatte sie schon ihren Spruch geübt: Das passiert jedem mal, ist doch auch schön, sich einfach nur zu unterhalten und zu berühren, das nächste Mal könnten Sie's ja mit einer Pille versuchen. Auf dem Bett liegend, das Gesicht im Kissen vergraben, wie er es ihr befohlen hatte, hatte sie dasselbe Atmen hinter sich gehört, schnell, plötzlich animalisch, und als sie sich umdrehte, hatte sie etwas Metallenes in seiner Hand aufblitzen sehen. Sie hatte ihn vom Bett getreten, ihre Kleider geschnappt und war ge-

rannt, war ihm nur entkommen, weil er zu fett war, um sie zu verfolgen.

»Ich habe Geld …«, sagte sie zu niemand Bestimmtem.

»Geld?«, fragte der wütende Junge ruhig, »Sie glauben, hier geht's um Geld?«

»Worum denn?«, schrie sie so laut sie konnte und hoffte, die beiden damit zu vertreiben. »Was zum Teufel wollt ihr hier? Das ist verdammt noch mal mein Haus …«

Aber keiner der beiden machte einen Rückzieher. Der wütende Junge sah sie direkt an.

Jetzt weinte sie, hatte die Hände flehend ausgestreckt: »Hab ich euch was getan? Ich geb's zu, ehrlich, das mache ich.«

Er wandte den Blick von ihr ab, sah sich unbekümmert im Raum um.

Plötzlich verstand Sarah: Er hatte keine Angst davor, dass sie sich an sein Gesicht erinnern würde, weil er gekommen war, um sie zu töten. Sie würde dieses Haus nicht mehr lebend verlassen. Hier kam sie nicht mehr raus.

Aber sie durfte hier nicht sterben, in dem kalten heruntergekommenen Haus, dem zu entkommen sie sich ihr ganzes Leben lang bemüht hatte, mit blankem Hintern und zwei dreisten Jungs, die einfach in ihr ehemaliges Kinderzimmer eingebrochen waren.

Durch den Schleier ihrer Tränen sah sie den Abstand zwischen sich und den anderen und die geöffnete Tür dahinter.

Sarah senkte den Kopf und rannte los.

2

Kay saß am Fenster, betrachtete die Schale und lächelte. Sie war eine Menge wert, da war sie sicher. Wenn sie damit zur Antiques Roadshow ginge, wäre sie der Höhepunkt der Sendung. Es würde den Zuschauern vor Überraschung glatt den Atem verschlagen, wenn der Experte bei der Auktion den Preis bekannt gab.

Sie seufzte und blickte hinaus über die graue Stadt. Castlemilk lag auf einem Hügel, von dem aus man ganz Glasgow überblicken konnte. In jeder anderen Stadt wäre ein solcher Ausblick den Reichen vorbehalten geblieben, die Anhöhe von Cathkin wäre von großen Häusern und schicken Gärten gesprenkelt. Aber nicht hier. Sie hatte es nie so richtig verstanden. Vielleicht lag es einfach zu weit außerhalb.

Vom Fenster aus wirkte die Stadt grau. Die ersten Straßenlaternen gingen an und verbreiteten ein schmutzig gelbes Licht. Aber vielleicht war es gar nicht die Stadt, die so grau war. Auf der Außenseite des Küchenfensters lag eine Schmutzschicht, die sich nicht abwaschen ließ, weil man das Fenster gar nicht weit genug öffnen konnte. Wenn sie von der Bushaltestelle aus den Hügel hinaufeilte, blickte sie oft zu den Fenstern hoch und sah den stumpfen Grauschleier auf den Scheiben. Und dann schüttelte sie den Kopf über Fenster, die sich nicht putzen ließen. Wer zum Teufel hatte sich das ausgedacht? Wohlwollend betrachtet, war es ein Versehen der

Architekten. Weniger wohlwollend gesehen, mussten sie die zukünftigen Bewohner wohl gehasst haben, sie für Dreckschweine und sauberer Fensterscheiben für unwürdig gehalten haben. Wahrscheinlich hatten sie ihnen den schönsten Ausblick der Stadt missgönnt.

Sie tippte die Asche von ihrer Zigarette, langsam, tapp tapp tapp, Satzzeichen in einer Unterhaltung mit einem unsichtbaren Gegenüber auf der anderen Seite des Tisches. Zwei Plätze, einer auf jeder Seite. Sie waren zu fünft und hatten am Tisch nur Platz für zwei.

Sie nahm einen tiefen Zug von ihrer Zigarette, spürte, wie ihr der Rauch im Hals kratzte und ihre Lungen füllte, und lächelte, weil sie merkte, dass es der richtige war. Jeden Tag, zwanzig Zigaretten täglich, jeweils sechs, vielleicht sieben Züge, und dabei schmeckte ihr immer nur ein einziger wirklich. Ein Zug von insgesamt hundertzwanzig pro Tag. Das alles gehörte zum Vorgang des Abgewöhnens dazu, damit bewies sie sich, wie wenig Spaß ihr das Rauchen machte, wie sinnlos es war. Aber es funktionierte nicht. Dieser eine Zug schmeckte ihr umso besser, je bewusster ihr wurde, wie selten er war. Tapp tapp tapp. Sie lächelte den Aschenbecher an. Tapp tapp. Ein roter brennender Tabakkrümel fiel ab, und sie hörte auf, drehte die Spitze an dem vergoldeten Rand zu einem sauberen kleinen Kegel.

Die Türen des Küchenschranks hingen schief, die Arbeitsplatte aus Pressspan war uneben und aufgequollen, wo die Plastikschicht abgeplatzt und die Platte feucht geworden war. Man hatte ihnen eine neue Küche versprochen, sie waren beim Wohnungsamt gewesen und hatten eine neue Arbeitsplatte und neue Türen aus drei verschiedenen Angeboten ausgewählt, aber das war schon Monate her.

Kay hörte eine Schlafzimmertür. Marie trat in den Durchgang zur Küche, sah Kay aber nicht an, so als wäre sie nur zufällig vorbeigekommen. Mit dreizehn war Marie so schüchtern, dass sie sich kaum aus dem Haus traute. Trotzdem hatte sie sich wieder die Fingernägel lackiert, blau diesmal, und trug ein passendes Haarband dazu. Ihre Wangen glänzten, rosa Kreise auf ihrem speckigen Gesicht.

»Hast du dich geschminkt, Schatz?«

Plötzlich wurde Marie aus irgendeinem Grund verlegen: »Halt die Klappe.« Und stürmte in ihr Schlafzimmer zurück.

Kay biss sich auf die Lippe, um nicht lachen zu müssen. Einmal hatte Marie sich so geniert, dass sie in Tränen ausgebrochen war, nur weil Kay vor den Jungs in ihrer Klasse gesagt hatte, dass sie süßen Kindertraubensaft mochte.

»Schatz«, rief sie. »Wir haben Chips.«

Marie zögerte, kam mit gesenktem Kopf durch den Flur zurück, den Blick von ihrer Mutter abgewandt. Blind über die Arbeitsfläche tastend, fand sie irgendwie die Riesentüte mit den vielen verschiedenen Minitüten darin und nahm sich eine mit Salz-und-Essig-Geschmack heraus.

»Dein Nagellack gefällt mir.«

Marie funkelte sie wütend an: »Toll, mir nicht.«

Kay seufzte: »Können wir nicht mal Pause machen, Marie? Sonst will ich meine Chips wiederhaben.«

Marie widerstand dem Impuls zu lachen und schnaubte durch die Nase, wobei ein bisschen Rotz mit herauskam. Entsetzt fasste sie sich an die feuchte Oberlippe und sah ihre Mutter vorwurfsvoll an: »Oh verdammt!«

Sie zog wütend ab, vergaß aber nicht, ihre Chips mitzunehmen.

Kay nahm noch einen Zug. Einen schlechten. Bitter und

kratzig. Einen, der sie wünschen ließ, endlich mit dem Rauchen aufhören zu können.

»Wo sind meine Sportschuhe?« Joe stand in der Tür, seine dürre Gestalt nur als Umriss zu erkennen. »Sind das Chips?«

Ohne die Antwort abzuwarten, kam er in die düstere Küche getappt, kramte in der Riesentüte herum und zog zwei Tüten mit Käse-Zwiebel-Geschmack heraus.

»EINE.«

Er ließ eine Tüte auf die Anrichte fallen: »Wo sind meine Sportschuhe?«

»Hast doch selbst Augen im Kopf.«

»Ist aber einfacher, dich zu fragen«, er riss die Chipstüte auf, nahm ein paar heraus und stopfte sie sich in den Mund.

Joe war unglaublich charmant, und das war sein Problem. Er konnte andere Menschen dazu bringen, dass sie ständig alles Mögliche für ihn machten. Kay wollte ihn nicht darin ermutigen. »Schieb ab, ich mach Menopause.«

»Ernsthaft, wo sind meine Sportschuhe?«

Sie wandte sich wieder dem schmutzigen Fenster zu.

»Mum?«

Sie ließ den Oberkörper auf die Tischplatte sacken, gab sich geschlagen: »Wo hast du sie denn ausgezogen?«

»An der Tür.«

»Hast du da schon nachgesehen?«

»Nein. Sollte ich?«

Sie antwortete nicht.

Er drehte sich um und sah in den Wäschekorb, der an der Wohnungstür stand. Sie ließ ihn meistens dort stehen, damit sie den ganzen Mist, den ihre Kinder fallen ließen, einfach reinwerfen konnte. Der Korb war aus transparentem Plastik, und die Sportschuhe waren von außen deutlich zu erkennen.

Er hatte sie ebenfalls gesehen, brummte und schlurfte zum Korb.

Er würde rausgehen und stundenlang wegbleiben, denn er war in dem Alter, in dem es faszinierend war, mit seinen Kumpels an Straßenecken rumzustehen. Kay konnte sich selbst noch gut daran erinnern. So lange war das noch gar nicht her, vier Kinder, aber nicht so lange, dass sich das Aufregende daran ihrer Erinnerung entzogen hätte. Hormone. Jetzt hatte sie vier Kinder, wie die Orgelpfeifen, und alle gleichzeitig in der Pubertät. Da wackelten die Wände.

»Hey«, rief ihr Joe vom Flur aus zu. Sie sah nach und fand ihn breitbeinig auf dem Boden sitzen und die Schuhe anziehen.

»Was?«

»Du siehst aus, als wärst du genervt, so wie du da im Dunkeln sitzt.«

Von seinem Charme wieder einmal überrumpelt, hellte sich ihre Stimmung auf: »Mir geht's gut, Junge. Ich ruh mich nur aus.«

»Sicher? Ich kann dir Pommes mitbringen, wenn du magst.«

»Nein, mir geht's gut.«

Sie sah zu, wie er seine Jacke aus dem Wäschekorb zog. Mit einer seiner unerwartet eleganten Bewegungen schlüpfte er hinein, öffnete die Wohnungstür und trat hinaus in das gelbliche Zwielicht des Treppenhauses. Ein kalter Luftzug drang in die Wohnung.

Joe war ihr Liebling. Es war falsch, ein Kind den anderen vorzuziehen, aber so war es nun mal. Alle waren sie Teenager, doch er war der Einzige, dem auffiel, dass auch sie Gefühle hatte, und manchmal versuchte er, sie aufzumuntern.

Kay nahm noch einen Zug. Draußen wurde es dunkel, aber sie hatte einfach keine Lust aufzustehen und das Licht einzuschalten, also blieb sie in der wachsenden Düsternis sitzen und genoss ihre Pause, bevor sie mit dem Kochen anfangen und sich an die nächste Runde Hausarbeit machen musste. Unten auf der Straße hörte sie Jungen schreien und rennen, das lederne Klatschen eines Fußballs. Sie stellte sich die Mädchen vor, die dicht gedrängt in einem Grüppchen danebenstanden und zusahen. Dahinter sah sie die Stadt, die Wohnblocks in den Gorbals am Rand, das hell erleuchtete Stadtzentrum und den Turm der Universität mit seinen vielen Spitzen.

Das Licht aus dem Flur fiel seitlich auf den Aschenbecher, die roten Emailleblütenblätter glänzten und der gewundene Silberdraht, den meisterliche Handwerkerhände in Moskau in Form gebracht hatten, funkelte. Sie seufzte und betrachtete das Farbenspiel. Gustav Klingert, sie hatte das Gütesiegel im Internet nachgesehen. Um 1880.

Kay lehnte sich zurück, um die Schale besser betrachten zu können. Sie war nicht sehr groß. Das Innere bestand aus vergoldetem Silber mit leichten Gebrauchsspuren, sodass der wässrige Glanz des kalten Silbers durch das warme Glühen des Goldes hindurchschimmerte. Auf der Außenseite war der emaillierte Untergrund gelb, darauf rote Blüten sowie mit Draht umrandete weiße und blaue Blätter. Eine schmale Linie aus blauen Pünktchen betonte Rand und Boden.

Sie berührte die Schale mit den Fingerspitzen, spürte die Rillen des Drahts, der die kleinen glänzenden Emailleflächen umgrenzte. Das Rot faszinierte sie am meisten. Es war durchsichtig, fast transparent, wie Wackelpudding. Sie wusste nicht mal, wie man diesen Stil aussprach, Rosto-wer

Fin-ift. Ihr gefiel, dass es unaussprechlich war. Das hatte was, so als käme es aus einem anderen Universum, wie Obi-Wan Kenobi.

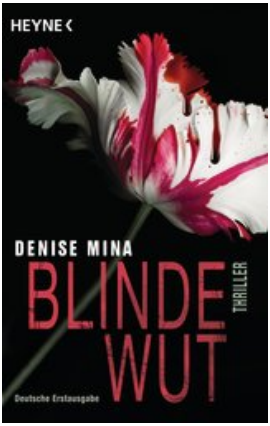
Für Leute wie sie waren solche Dinge nicht bestimmt. Dabei stammten die Muster der russischen Emaillekunst ursprünglich aus der Bauernstickerei. Arme Frauen hatten diese Muster und Farbzusammenstellungen entworfen, sie hatten damit ihre Tischdecken und die Säume ihrer Kleider bestickt, hatten hart gearbeitet, in kalten dunklen Häusern, sich die Finger aufgestochen. Sie waren arme Frauen gewesen, mit einer tief empfundenen Sehnsucht nach Schönheit, die sie über die Dunkelheit hinwegrettete, ihnen das Gefühl gab, lebendig zu sein.

Und dann, einige hundert Jahre später, waren Juweliere gekommen, hatten ihre Entwürfe genommen und teure Gegenstände daraus gemacht, wie diese Schale, Gürtelschnallen, Teedosen – als Tee noch ein Luxusgut war –, Gegenstände, die für die Näherinnen unerschwinglich waren. Sie war eine von diesen Frauen, jenen Näherinnen, die im Halbdunkel saßen, und die verschlungenen Muster erzählten ihr von der Schönheit, die aus dem Nichts entsteht, und wie wichtig es war, schöne Dinge wahrzunehmen und zu schätzen, auch wenn man sie nur durch eine schmutzige Fensterscheibe betrachten konnte.

Kay wusste, dass niemand von all den Leuten, die diese Schale in den vergangenen einhundertdreißig Jahren besessen oder gesehen hatten, sie so geliebt hatte wie sie selbst. In den langen dunklen Nächten, in denen sie nicht schlafen konnte, streichelte sie sie mit den Fingerspitzen, folgte dem Verlauf der zarten Silberdrahtspiralen, die sich um die strahlenden Farbflächen schlangen.

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Denise Mina

Blinde Wut
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43491-2

Heyne

Erscheinungstermin: November 2011

Du entkommst mir nicht

Ein grausamer Mord erschüttert Glasgow. Die junge Sarah Erroll wird in ihrem Haus von zwei Jugendlichen zu Tode geprügelt, die Täter entkommen. Detective Alex Morrow steht vor einem Rätsel. War die Tat geplant? Oder war es einfach nur blinde Wut? Die Spur führt in Sarahs düstere Vergangenheit als »Sexworkerin«. Stück für Stück setzt Morrow das tödliche Puzzle zusammen und gerät dabei in einen Abgrund von Leidenschaft, Gewalt und Hass – bis sie schließlich die schreckliche Wahrheit erkennt.

Der Titel im Katalog